Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bauditz, Sophus: H. C. Andersen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

gehenden Notlage erstreckt. Neben dieser vor allem die Kranken selbst und ihre möglichste Isolierung betreffenden Fürsorge wurde auch für die der Ansteckungsgefahr ausgesetzten Angehörigen, insbesondre für die Kinder, in der Weise gesorgt, daß an Skrofulose erkrankte sowie nach Disposition und häuslichen Verhältnissen besonders gefährdete Kinder auf das Land und an die See, an offner Tuberkulose erkrankte Kinder in Salzuflen oder im Bremer Kinderkrankenhaus untergebracht und im übrigen nach Möglichkeit von andern Kindern zu isolieren versucht wurden. Man sieht, fast alle Zweige der Dispensaire-Wirksamkeit, mit Ausnahme der ärztlichen Behandlung, sind schon von der Bremer Fürsorgestelle aufgenommen worden, und das alles mit einem verhältnismäßig geringen Kostenaufwand.

Möchten diese Beispiele dazu dienen, auch in den vielen andern Städten unsers großen Vaterlandes, in denen bisher auf diesem Gebiete noch nichts geschehen oder doch eine planmäßige Zentralisation der verschiednen schon in der häuslichen Krankenfürsorge wirkenden, jedoch meist jeglicher Fühlung zueinander entbehrenden Vereine, Krankenkassen usw. noch nicht erfolgt ist, das Verständnis für die hervorragende Bedeutung der „Fürsorgestellen" im Kampfe gegen die schlimmste und verheerendste aller Volkskrankheiten, die Tuberkulose, zu fördern und zur Gründung solcher Stellen anzuregen!

J.

H. C. Andersen

Von Sophus Bauditz



Mein Leben ist ein schönes Märchen, so reich und glücklich — so beginnt H. C. Andersen seine berühmte Lebensschilderung, und ein bezeichnenderes Wort konnte er wohl kaum finden; denn wenn sich je ein Dichter auf fast märchenhafte Weise durchgekämpft hat von dem armen, zerzausten Vogel zu dem gefeierten singenden Schwan, vor dem sich alle beugten, so ist es wohl er.

Andre große Dichter, daheim und im Auslande, sind vor ihm in kleinen Verhältnissen geboren worden und haben Armut und Widerwärtigkeiten erduldet, aber keiner von ihnen hat seine Kindheit unter so verzweifelten Verhältnissen verlebt wie er, keiner hat sich mit einer Energie wie der seinen aus der Volkstiefe emporgearbeitet und ist so hoch gestiegen.

Ein armer Schuster, den seine elende Stellung quält, und der sich beständig wegsehnt, weg aus der Armut der Häuslichkeit und den häuslichen Banden, das ist der Vater.

Eine Frau, älter als der Mann und mit einer Vergangenheit, von der sich bedrückt zu fühlen sie freilich zu unentwickelt und zuletzt auch zu stumpf ist, ein armes Wurm, das den Versuchungen jeglicher Art unterliegt und weder dem Manne noch dem Kinde eine Stütze sein kann — das ist die Mutter.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Heim der Kindheit ist ein kleines Zimmer, und der arme Schuster hat eigenhändig sein Brautbett aus dem hölzernen Gerüst zimmern müssen, das kurz zuvor einen gräflichen Sarg getragen hat — die schwarzen Tuchleisten an der Bettstelle sind eine Erinnerung daran, und niemand fällt es ein, sie zu entfernen.

Der Großvater väterlicherseits, der einstmals ein wohlhabender Mann gewesen ist, ist geistesschwach; die Gassenbuben in Odense schreien hinter ihm drein, und der Enkel verkriecht sich angstzitternd vor ihm.

Das alles und noch vieles andre steht in dem „Märchen meines Lebens" zu lesen, aber der Dichter spricht nur mit der kindlichsten Pietät von den Eltern. Die Mutter ist es, die er uns später liebevoll und verständnisinnig als die alte Domenica im „Improvisator" und dann schonend und fast ehrerbietig als Waschfrau in „Sie taugte nichts" zeichnet; der Vater, der im Holberg und in „Tausendundeine Nacht" liest, und der für Napoleon schwärmt, wird zu einer stolzen, poetischen Gestalt in „Nur ein Geiger." Und das Heim der Kindheit hört nie auf, dem Sohn ein Heim zu sein. „In der Dachrinne, zwischen unserm und des Nachbars Hause, stand ein Kasten mit Erde, darin wuchsen Schnittlauch und Petersilie, meiner Mutter ganzer Garten," schreibt er — in dem Sonnenschein der Erinnerung blüht der Garten noch heute in der „Schneekönigin."

Der Vater war allmählich im Laufe der Zeit in den Augen des Sohnes für ihn etwas ähnliches geworden, was Goethes Mutter diesem war; hatte er auch nicht seine „Frohnatur" von ihm, so betrachtete er doch seine „Lust zu fabulieren" als ein väterliches Erbe.

Und mit einem strahlenden Glorienschein stand die Mutter des Vaters vor ihm, die jeden Tag, wenn auch auf wenig Augenblicke, kommen mußte, um den Enkel mit ihren sanften, blauen Augen anzusehen, und die einst die Frau des wohlhabenden Landmanns gewesen war, jetzt aber in großer Armut mit ihrem geisteskranken Mann in dem kleinen Häuschen wohnte, das sie für den letzten, bescheidnen Rest ihres Vermögens gekauft hatten, und die doch niemals weinte, niemals klagte, sondern nur im stillen seufzte, wenn sie von ihren Familientraditionen erzählte, von der Mutter ihrer Mutter, die „eine adliche Dame in einer großen deutschen Stadt, in Kassel, gewesen war und dort einen Komödianten geheiratet hatte," mit dem sie aus dem Lande entflohen war.

Die Kindheitseindrücke sind ja immer die stärksten und die dauerhaftesten, besonders stark haben sie H. C. Andersen geprägt. Die Großmutter nahm ihn eines Tages mit ins Hospital, in den „Trallerkasten," wo die Geisteskranken im grünen Garten umhergingen, und wo er durch die Türspalte in eine der Zellen lugte. Eine nackte Frau saß auf einem Bündel Stroh und sang mit wunderschöner Stimme; plötzlich stürzte sie mit einem Schrei auf die Tür, auf den Jungen los, er schrie vor Entsetzen, und sein ganzes Leben lang sah er die nackte Frau, hörte ihren Gesang, gellte ihr Schrei ihm in den Ohren. Die Eltern waren in Gesellschaft gebeten, das kam gewiß nur selten vor — in Gesellschaft zum Pförtner des Zuchthauses; der Sohn war mitgenommen worden, ein paar Gefangne warteten bei Tische auf, die andern hörte er singen, während

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sie auf dem Wollrad spannen, und da erfaßte ihn die Angst wieder so, daß er nichts essen konnte, denn es war ihm, als sei er über die Schwelle des Schlosses aus den Räubergeschichten getreten — des Odenseer Zuchthauses —, und den Eindruck hiervon vergaß er nie: das und die Angst, seiner Halbschwester, der Erstgebornen seiner Mutter zu begegnen, trägt den ganzen Roman O. T.

Seine „historische Zeit" war das farbenreiche, romantische Blatt aus dem Buche der Chronik, das „Als die Spanier hier waren" hieß. Seine Wissenschaft davon schöpfte er wohl hauptsächlich aus den spätern Erzählungen der andern, aber ein paar Erinnerungen aus jener Zeit waren doch von ihm selbst erlebt. Ein spanischer Soldat nahm ihn eines Tages auf den Arm und drückte ein silbernes Kruzifix, das er auf der entblößten Brust trug, an seine Lippen; einen andern Tag sah er einen Spanier, der einen Franzosen ermordet hatte, zur Richtstatt führen, und in der Erinnerung hieran schrieb er viele Jahre später sein kleines Gedicht „Der Soldat," das erste, was von ihm ins Deutsche übersetzt worden ist.

Aber er bewahrte auch freundlichere, lichtere Erinnerungen. Wenn die Handwerkerinnungen mit ihrem Schild umzogen, und wenn St. Knuds Markt war, dann hatte er seine großen Tage. Er war mit der Mutter draußen auf dem Felde, um Ähren zu sammeln, „auf Boas reichem Acker," er erhielt seinen ersten Eindruck von der Herrlichkeit des Landes, wenn er zur Zeit der Hopfenernte Sagen und Märchen hörte, die er getreulich bewahrte, und in der Spinnstube lauschte er den Liedern der alten Frauen, kramte vor ihnen seine Weisheit aus und wurde als ungewöhnlich kluges Kind bewundert, das sicher nicht lange leben konnte.

Er kam zu einer „Lernmutter" in die Schule, war in seiner freien Zeit fast immer sich selbst überlassen, saß auf dem Hof bei dessen einzigem Stachelbeerbusch, „der so gut war wie viele," und nähte Puppen, Puppen aus Lumpen, für sein kleines Theater. Und die Puppen wurden für ihn lebende Wesen, die sich bewegten und redeten — er verstand früh die Kunst, dem Leblosen Sprache zu verleihen. Das Theater war für ihn, wie für so manches Kind, der Inbegriff aller Herrlichkeit der Welt; nur ganz selten konnte er selbst einmal dahin kommen, aber er bekam die Theaterzettel, und aus denen dichtete er sich die Stücke zurecht und spielte sie auf seiner eignen Bühne.

Einen kleinen Guckkasten hatte er auch, dessen Bilder alle aus einem alten Buch ausgeschnitten waren; jedes Bild stellte ein gotisches Gebäude dar, ein Kloster oder eine Kirche, und davor standen künstlich ausgehauene Springbrunnen. Auf jedem Bilde las er den darunterstehenden Namen, und der war auf ihnen allen Augsburg. Er bekam Reisesehnsucht, Augsburg wurde ihm das Symbol der großen, weiten Welt; er litt, wie der Vater, an Sehnsucht in die Ferne und bewegte sich in seinen Träumen beständig in der romantischen, lockenden Stadt, aber wie stark auch seine Kinderphantasie war, konnte er es doch eigentlich nie erreichen, das zu sehen, „was hinter der Straßenecke war," das sah er erst viele Jahre später.

Der Vater, der ja immer für Napoleon und für Kriegstaten geschwärmt hatte, ließ sich anwerben, war eine Zeit lang weg, kam aber ohne Heldentaten

wieder heim, ja ohne auch nur in einer Schlacht gewesen zu sein. Er starb, und der Sohn war noch mehr sich selbst überlassen als bisher, während die Mutter ausgehn mußte, um für Geld zu waschen. Lang aufgeschossen war er, mit starkem, hellblondem Haar; er ging barhäuptig, gewöhnlich hatte er Holzschuhe an — auch sein Porträt haben wir in „Sie taugte nichts." Mit andern Kindern verstand er nicht zu spielen, er war nur glücklich, wenn er allein mit seinen Lumpenpuppen sitzen und sich durch sie in eine erträumte Welt hineinleben konnte.

Die Mutter heiratete wieder — sie bildete sich wohl selbst ein, daß sie es tat, um dem Jungen einen Vater zu geben —, und nun zogen sie in eine Straße vor das Mönchsmühlentor; hier bekamen sie einen richtigen Garten, der ganz bis an das Odenseer Wasser führte, dicht hinter der Mönchsmühle, wo sich drei große Räder unter dem stürzenden Wasser herumdrehten — das war eine Herrlichkeit! Da war Musik im Brausen des Mühlrades, und da war Musik in den Namen wie Mönchsmühle und Glockentiefe — die Odenseer Au hat ihre Poesie, aber die hat sie freilich erst durch das große Kind ihrer Stadt erhalten.

Der Knabe wurde konfirmiert, und nun sollte er etwas werden, sich zu etwas entschließen. Die Mutter wollte, daß er Schneider werden sollte, dazu mußte er sich eignen, denn er nähte ja früh und spät an seinen Puppen; man denke, wenn er es einmal so weit brächte wie Meister Stegmann, der vier Gesellen auf dem Tisch sitzen hat! Großmutter wollte höher hinaus, sie wollte ihn in eine Schreiberstube haben, aber was wollte er selbst?

Mit einer Sicherheit, die imponieren mußte, erklärte er, er wolle berühmt werden; „man macht erst schrecklich viel schlimmes durch, und dann wird man berühmt!" Mutter und Großmutter waren bedenklich, und man holte eine kluge Frau, die aus Karten und Kaffeesatz das Schicksal des Knaben weissagen sollte. „Ihr Sohn wird ein großer Mann, sagte die Sibylle zu der Mutter; ihm zu Ehren wird die Stadt Odense illuminiert werden!" Und die Antwort des Orakels war entscheidend, aber es war auch nicht allen klugen Frauen gegeben, so klar in die Zukunft zu sehen, wie es die Alte in Odense getan hat.

Das Theater, und zwar das königliche Theater in Kopenhagen, dessen Künstler und Künstlerinnen im vorhergehenden Jahre Gastvorstellungen in seiner Vaterstadt gegeben hatten, schwebte ihm als der Weg zur Berühmtheit vor, dahin wollte er. Die Mutter packte seine armseligen Kleider zu einem kleinen Bündel zusammen und gab ihm das Geleite zum Tore hinaus, wo der Postkutscher versprochen hatte, ihn als blinden Passagier mitzunehmen; hier stand die alte Großmutter, schlang die Arme um seinen Hals und weinte, ohne ein Wort hervorbringen zu können — es war das letztemal, daß er sie sah. Der Postillon bläst, es ist ein schöner, sonniger Nachmittag, und mit dreizehn Reichstalern in der Tasche fährt er nach Kopenhagen, dem Ruhm entgegen.

Es gibt andre Dichter, die vor ihm die Brücke hinter sich abgebrochen haben und mit jugendlichem Glauben an das Glück in die weite Welt hinausgezogen sind. Das hat Holberg getan, und das tat Ewald. Aber Holberg hatte nicht nur sechzig Reichstaler in der Tasche, er hatte sein Staatsexamen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

als Rückhalt, konnte Pfarrer und Bischof werden, wenn es sein sollte; und Ewald hatte doch sein Abiturium und seine Familie. Andersen aber hatte nichts, absolut nichts als Rückhalt, er mußte vorwärts. Und es war wohl auch der Gedanke hieran — vielleicht in Verbindung mit dem leichtern fünischen Temperament —, der ihm nicht nur die ungeheure Kühnheit, sondern auch die erstaunliche Energie verlieh. Er hatte ja nichts zu verlieren, aber alles zu gewinnen.

Und so kam er denn nach Kopenhagen, wo das Glück und der Ruhm harrten, und wo das königliche Theater seine grauen Mauern erhob. Er sah den Musentempel von außen, sah ihn mit heiliger Ehrfurcht und ging am Tage nach seiner Ankunft zu der berühmten Tänzerin Madame Schall, der er eine Szene aus „Cendrillon" vorspielte, Solotanz wie Gesang, wozu er seinen Hut als Tamburin benutzte! Sie aber glaubte, was man ihr eigentlich nicht verdenken konnte, daß der Junge verrückt sei, und suchte ihn so schnell wie möglich zur Tür hinaus zu expedieren. Da mußte er denn also weiter, ging zu dem Theaterintendanten, dem Kammerherrn Holstein, selber und bat ihn um Anstellung; aber der Kammerherr fand ihn „zu mager fürs Theater." Das nahm ihm jedoch keineswegs den Mut, im Gegenteil, resolut antwortete er: „Ach, wenn ich nur mit hundert Reichstaler Gage angestellt werde, will ich schon fett werden!" Damit war die Audienz bei dem Theaterintendanten zu Ende.

Ungefähr ein halbes Jahrhundert früher war Johannes Ewald in einer ganz ähnlichen Lage gewesen. Er war von zuhause weggelaufen und stand in Hamburg vor dem preußischen Ministerresidenten, den er bat, Soldat werden zu dürfen. Der Minister wandte ein, daß Ewald — fast noch ein Kind und fein von Gliedern wie eine Jungfer — zu klein sei, Krieger zu werden; Ewald aber entgegnete unverzagt: „Ich kann wachsen, und solange bin ich weniger Gefahren ausgesetzt als der größte Grenadier: die Kugeln, die ihn treffen, werden über meinen Kopf weggehn." — Die Szenerie ist verschieden, aber die Antworten, die die beiden angehenden Dichter den mächtigen Männern geben, sind in ihrer ganzen Mischung von Galgenhumor und jugendlicher Unverzagtheit eine wie die andre.

Das Theater war ihm also vorläufig verschlossen, das fühlte er; konnte er aber nicht auf dem zuerst eingeschlagnen Wege in den Tempel des Glücks hineingelangen, so mußte er es auf einem andern versuchen.

In den Zeitungen hatte er von einem Italiener gelesen — Siboni hieß er —, der der Direktor des königlichen Musikkonservatoriums war; daheim, in Odense, hatten ja alle Menschen seine Stimme gelobt, vielleicht nahm sich Siboni seiner an. Siboni hatte Mittagsgesellschaft, aber der arme, sonderbare Knabe erzählte der Haushälterin so umständlich und eindringlich von seiner Vergangenheit und seinen Zukunftshoffnungen, daß sie ihn trotzdem einließ. Vor der ganzen Gesellschaft — Weyse und Baggesen waren unter den Gästen — sang und deklamierte er ohne Lampenfieber, aber ganz hingerissen von sich selbst und von der Situation, und Baggesen prophezeite laut und deutlich, daß aus dem Knaben etwas werden würde. Es war dies das zweitemal, daß Baggesen einem jungen Dichter prophezeite: das erstemal war es Johann Ludwig Heiberg

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

draußen auf Sophienholm — und beidemal gingen seine Prophezeiungen in Erfüllung.

Weyse nahm sich des Knaben an — er wußte selber, was es heißt, arm in einer fremden Stadt zu sein —, und Siboni sang mit ihm; er fand ein Logis in der Holmensgade und geriet so recht mitten in die Mysterien Kopenhagens hinein, ohne sie zu verstehn — er war entzückt!

Dann verlor er die Stimme, aber nicht die Energie: „Man macht erst schrecklich viel schlimmes durch, und dann wird man berühmt" — das waren ja seine Worte zu seiner Mutter, und daran dachte er. Konnte er nicht Sänger werden, so konnte er doch vielleicht Schauspieler werden; es gelang ihm, Lindgreen zu bewegen, daß er ihn unterrichtete, und im übrigen lebte er von dem, was gute Menschen für ihn sammelten, hungerte und fror, strebte aber energisch weiter. Sollte es auch mit dem Schauspielerwerden fehlschlagen, so konnte er ja vielleicht Tänzer werden, und nun erteilte ihm Solotänzer Dahlén Unterricht in seiner Tanzschule; weiter als bis zum Figuranten wird er es freilich wohl kaum bringen, meinte Dahlén, aber Figurant ist ja auch schon etwas, und durch die Tanzschule gewann er doch Zutritt zu den Pforten des Heiligtums, zum Theater, wo er den Proben beiwohnte und auf dem Theaterzettel zu dem Ballett „Armida" zusammen mit Johanne Luise Tätges*) stand — es war das erstemal, daß die beiden Namen überhaupt gedruckt wurden.

Abermals ging er zum Gesang über, kam in die Singschule des Theaters und sang in den Chören mit; im Laufe von vierzehn Tagen schrieb er eine Tragödie, die abzulehnen man sechs Wochen brauchte, und wurde dann mit dem Schluß der Saison 1822 aus der Chor- und Tanzschule entlassen.

Er war „in die offne See hinausgestoßen, ohne Hilfe und Anhalt," aber dieses Bewußtsein wirkte bei ihm nur dahin, daß er fühlte, „er müsse ein Stück für das Theater schreiben," und „es müsse angenommen werden." Und so schrieb er denn eine neue Tragödie. Die Tragödie wurde — selbstverständlich — abgelehnt, aber Collin befürwortete nun die Sache des Autors bei Friedrich dem Sechsten, und es wurde ihm eine Unterstützung zur Absolvierung eines Gymnasiums bewilligt.

Seine erste Drangsalszeit war vorüber, aber die hatte auch lange gewährt. Man staunt immer, daß Holberg wirklich anderthalb Jahre auf seiner ersten mißglückten Reise aushielt, die ihm sicher viele Demütigungen gebracht hat, weit mehr als die, von denen man weiß, aber die drei langen Jahre, in denen sich Andersen in Kopenhagen ohne alle Mittel durchkämpfte, waren doch eine doppelt so lange Zeit.

Eines schönen Nachmittags reiste er dann mit der Post nach Slagelse, wo auch Baggesen, Ingemann, Bredahl und C. N. Rosenkilde die Schule besucht haben. Er hatte das erste Ziel erreicht, und er hatte es durch seine eigne nie versagende Energie erreicht. Er hatte schon „schrecklich viel schlimmes" durchgemacht, was man ja mußte, aber er hatte noch mehr zu erwarten, und mit der Berühmtheit hatte es noch weite Wege.

*) Der spätern berühmten Schauspielerin Frau Heiberg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ein fröhliches Schulleben, so wie es Ingemann und Rosenkilde vergönnt gewesen war, ein Schulleben, aus dem er später tausenderlei erfreuliche Erinnerungen schöpfen konnte, sollte ihm nicht beschieden sein, weder in Slagelse noch später in Helsingör. Er wurde freilich nicht vor das Schulgericht gefordert, so wie Baggesen, aber er litt darunter, daß er der ausgewachsne fremde Vogel unter den Kameraden war, und litt unter jedem Vorwurf, jedem spöttischen Wort, das er von dem freilich wohlmeinenden aber ein wenig rücksichtslosen Rektor hören mußte. Er hatte keine Vorkenntnisse, nichts, worauf er fußen konnte; was die andern Schüler von Hause her und durch den vorbereitenden Unterricht wußten, das mußte er sich von Grund auf aneignen. Diese Schuljahre waren Arbeitsjahre, strenge Arbeitsjahre; er litt keinen Hunger mehr, aber für seine Energie hatte er beständig hinreichend Verwendung, nur unter andern Formen als bisher.

Lichtpunkte in seinem Schulleben in Slagelse waren die Sonntagswanderungen zu Ingemann nach Sorö, und ein Lichtpunkt, den er nie vergaß, war eine Ferienreise nach Odense, das er nicht gesehen hatte, seit er an jenem Sonntag als blinder Passagier nach Kopenhagen gefahren war. Großvater war tot, und Großmutter auch, aber die Mutter lebte, und sie und der Sohn waren gleich stolz, wenn die Leute in den kleinen Gassen die Fenster öffneten, um Schusters Marie ihren Hans Christian zu sehen, der jetzt für des Königs Geld studierte. Er kam zu allen Honoratioren der Stadt und wurde überall mit Freundlichkeit aufgenommen, und eines Nachmittags „fuhr er im Boot mit Guldbergs und des Bischofs Familien auf dem Wasser zwischen den Gärten" — die Mutter weinte, weil er „geehrt wurde wie ein Grafenkind," sie selber duckte sich demütig aber glückselig, und zum erstenmal jubelte es unbewußt in ihm: „Von so viel Glück ließ ich mir nicht träumen, als ich noch das häßliche junge Entlein war!" Seitdem hatte er das unzähligemal wiederholt; man hatte ihm, dem gefeierten Gast, in zahlreichen Fürstenhäusern gehuldigt, zu denen sich die Türen, wie in den Märchen, ihm immer von selber auftaten, er hat sich aber wohl kaum jemals stolzer und glücklicher gefühlt als während jener Fahrt auf der Odenser Au „mit Guldbergs und des Bischofs Familien."

Der Lichtpunkte im Schulleben waren freilich wenig, trübes Wetter war das Alltägliche. „Fleißig sein!" hieß es beständig für ihn zur Zeit und zur Unzeit; „vergiß nie, daß du des Königs Geld verzehrst, und schreibe um Himmels willen keine Verse!" Keine Verse schreiben, wenn sie in ihm kribbeln und krabbeln, um Form zu gewinnen, und wenn die Verse, das hatte er jetzt eingesehen, der Weg zur Berühmtheit waren! Das war unmöglich, und das Unmögliche konnte niemand von ihm verlangen; er schrieb denn auch Verse, gute und schlechte bunt durcheinander, aber Student wurde er trotzdem, Student in dem berühmten Anno 28, wo unter den Abiturienten des Jahres zwölf große und zwölf kleine Poeten waren — Schusters Marie ihr Hans Christian sollte aber doch der berühmteste unter ihnen werden.

Was bedeutete es nicht für ihn, Student zu sein, die Fesseln abzuwerfen und mit den Flügeln zu schlagen! Man empfindet einen Widerhall an dem Jubel des Fuchsjahres, wenn er noch nach Jahren schreibt: „Nicht das Glück

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Liebe, nicht die Begeisterung für Kunst und Wissenschaft elektrisieren alle Nerven so wie das Bewußtsein: Jetzt bin ich Student!"

Während der Schulzeit hatte er ernstlich nur für das eine arbeiten können: das Examen zu bestehn; jetzt aber konnte er wieder für seinen Ruhm arbeiten, und der Weg zum Ruhm war, Dichter zu werden, Dichter und nichts weiter. Er war sich völlig klar über sein Ziel, und er hatte einen nie versagenden Glauben an seinen göttlichen Beruf, deshalb mußte geschrieben werden, geschrieben werden mit vollem Dampf; er will „bis Ostern Dichter werden," hat also große Eile. Aber so sicher wie er wegen seines Berufs war und seines schließlichen Durchdringens, ebenso unsicher war er sich über sein Genre. Und dann begann er mit der Parodie. Er schreibt seine „Fußreise," „Die Liebe auf dem Nikolaiturm" wurde im königlichen Theater aufgeführt, und daneben war er Lyriker à la Heine. Er parodierte, was ihm eigentlich heilig war, er verspottete seine eignen Gefühle — alles war ihm gleichgiltig, wenn er nur bemerkt wurde und einen Namen gewinnen konnte.

Er machte seine erste kleine Reise ins Ausland, jubelte über alles, was er sah, über die Gebirge Norddeutschlands und die alten Städte mit den gotischen Kirchtürmen und den Springbrunnen auf dem Marktplatz — jetzt konnte er ja anfangen, hinter die Straßenecke zu sehen, um die er in dem Guckkasten seiner Kindheit nicht herumkommen konnte. Und schon jetzt bewegte er sich überall, wohin er kam, natürlich und ohne Scheu unter den Großen des Geistes; er fühlte, daß er zu ihnen gehörte, und mit einem ganz minimalen Wortschatz wußte er sich in den fremden Sprachen verständlich zu machen.

Damals, als Öhlenschläger als ganz junger und unbekannter Mensch eine Unterhaltung darüber anhörte, wie tief die dänische Dichtkunst gesunken sei, und plötzlich auf den Tisch schlug und sagte: „Ja, sie ist gesunken, aber sie soll sich, hol mich der Teufel, wieder erheben!" da nahm er einen Vorschuß auf seine künftige Größe. Und Andersen tat jetzt eigentlich etwas ähnliches. Wohl hatte er schon etwas vor sich gebracht und unzweifelhaftes Talent gezeigt, aber es war doch, als ob sein unerschütterlicher Glaube an sich selbst ihm früh den Mut verleihe, etwas von dem Kapital der Berühmtheit aufzunehmen, die er noch nicht erworben hatte, und die Fähigkeit, sich selbst einzuführen, die in Wirklichkeit auf dem Gefühl des eignen Wertes beruht, und die er schon Sibonis Haushälterin gegenüber an den Tag gelegt hatte, die begleitete ihn auf seine erste Reise ins Ausland wie auch später sein ganzes Leben lang. Nicht so zu verstehn, als ob er der Bittsteller gewesen wäre, der sich auf den Hintertreppen den Großen zu nähern gesucht hätte, im Gegenteil, er ging immer gerade darauf los, zur Haupttür hinein, und die Schildwache präsentierte das Gewehr — machte Honneur vor dem Genie!

Nach der Heimkehr veröffentlichte er seine „Schattenbilder," schrieb Operntexte, teils um zu schreiben, teils um zu leben, und trat dann seine zweite größere Reise ins Ausland an.

Die Frucht dieser Reise war der „Improvisator," dieses in so vieler Beziehung wunderbare Buch, das wie aus einem Gusse erscheint, und das ebenso-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sehr durch die Charakteristik imponiert, die es von dem Dichter selbst gibt, wie durch das Bild, das es von Italien entrollt. Wohl möglich, daß sich Italien in Wirklichkeit nicht ganz so ausgenommen hat, wie es im „Improvisator" geschildert wird, aber was hat das zu sagen: Dichtung und Kunst geben ja doch der Gegenwart und der Nachwelt die Auffassung, die zur bleibenden wird. Die Geschichte mag noch so lange nachweisen, daß wir so wenig von Dagmars Frömmigkeit wissen wie von Bengjärds Bosheit; das Volkslied, die Dichtung, hat beide festgestellt, und das Volkslied hat eine größere Macht über die Gemüter als die Chronik, denn die kann nur berichten, die Poesie und die Kunst aber können Bilder geben, Erscheinungen heraufbeschwören, und das ist größer. Was macht es da, ob uns die Geschichte sagt, daß das päpstliche Rom damals ein Schmutznest war, wo die Freiheit erstickt wurde, und wo das Elend blühte, für uns Dänen ist und bleibt doch das päpstliche Rom in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das Rom, das im „Improvisator," in Ludwig Bödtchers Gedichten und in Möstrands und Küchlers Bildern lebt. Von dem „Improvisator" haben wir Dänen sozusagen unsre ganze „italienische Bildung" erhalten, und aus ihm hat Bournonville nicht nur die Idee zu dem zweiten Akte seines Balletts „Napoli" sondern auch die Motive zu allen seinen italienischen Balletten geschöpft. So scheint es denn auch, als hätten der blaue Himmel und die warme Luft des Südens das Blut des Dichters schneller und feuriger rollen gemacht als bisher; hier ist Glut und Leidenschaft, hier ist heißes Liebesleben. Der Improvisator ist er selber ganz und gar. Wenn Antonio als armer Knabe im Palaste der Borghesen improvisiert, so hat den Dichter sein eignes erstes Auftreten vor Weyse und Baggesen hierzu inspiriert, und die Jesuitenschule ist Slagelse und Helsingör; Domenica ist die Mutter, der pedantische Habbas Dahdad ist eine Mischung von dem Rektor Meisling und dem Kritiker Molbeck, und Francesca und Fabiano, die es so gut mit ihm meinen, es aber immer für ihre Pflicht halten, ihn niederzudrücken und seine Begeisterung und sein Selbstgefühl zu dämpfen, das sind alle die vielen daheim, die so wie die Katze und das Huhn das häßliche junge Entlein hören lassen, was man an ihm getan hat, und was man von seiner Dankbarkeit erwartet. So ungerecht wie möglich machte man seinerzeit Andersen den Vorwurf, daß er im „Improvisator" wie auch in seinen andern Romanen sich selbst, seine Kindheitseindrücke und seine Umgebungen geschildert habe. Als ob nicht jeder Dichter sich selbst schilderte und schildern müßte und seine eignen Erlebnisse und Beobachtungen umzuformen gezwungen wäre. Das Eigentümliche bei Andersen ist nur, daß der Dichter so viel erlebt und deshalb so viel zu erzählen hatte.

Der „Improvisator" erregte Aufsehen daheim und im Auslande, der Dichter fand Anerkennung, man fing an, ihn in den verschiednen Kreisen förmlich zu feiern, und das spornte ihn zu neuer, beinahe forcierter Wirksamkeit an. Schnell, vielleicht zu schnell aufeinander folgten O. T., „Nur ein Geiger," „Die beiden Baronessen." Keins davon steht auf derselben Höhe wie der „Improvisator"; wenn man aber zuweilen fast zu vergessen scheint oder vergessen will, daß Andersen noch andres geschrieben hat als die Märchen, so ist dies wieder eine Ungerechtigkeit; seine Romane nehmen nicht nur ihren bestimmten und be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutungsvollen Platz in seiner Entwicklung als Dichter ein, sie haben auch ihren großen, selbständigen Wert in der nationalen dänischen Erzählung.

Die Fehler in ihnen sind leicht zu erkennen: vor allem hat der Verfasser immer zu viel mitnehmen wollen. Wenn er daran denkt, wieviel es ihn gekostet hat, sich die Schulweisheit anzueignen, daß er sie jetzt aber doch hat, so muß das gezeigt, durch Latein und Gelehrsamkeit Schwarz auf Weiß gezeigt werden. Er ist verhältnismäßig belesen in der fremden schönen Literatur — er war sein Leben lang ein „schneller" Leser —, und das muß durch Zitate dokumentiert werden. Er besucht seine Gesellschaften und verkehrt ringsum auf den adlichen Gütern — es erscheint ihm noch immer wie ein Märchen, wie das wunderbarste von allen, daß er das wirklich ist! —, und da muß er natürlich durch seine Bücher der Welt zeigen, daß Schusters Marie ihr Hans Christian jetzt bei den Großen ein und aus geht und das Leben in den höhern Sphären kennt. Er hat sich ringsum in seinem Vaterlande umgesehen, ist in Jütland und auf den Halligen gewesen — die Eindrücke müssen mitgenommen werden. Alles, was ihn selber im Augenblick amüsiert oder interessiert hat, und ihn interessiert alles, weil ihm alles neu ist, muß mitgenommen werden. Die Einheit leidet natürlich hierunter, man merkt, daß er selbst dem Schlusse zueilt, und der Roman wird weniger eine abgeschlossene Komposition als ein buntes Bilderbuch, etwas ähnliches wie der Wandschirm, den er sich in alten Zeiten selbst gemacht hatte, und zu dem die Bilder überall ausgeschnitten und scheinbar planlos zusammengekleistert, aber doch von genialer Hand geordnet waren.

Die Mängel waren leicht zu sehen, aber man sollte freilich meinen, daß die Vorzüge noch mehr in die Augen gesprungen sein müßten. Da ist in allen Romanen ein Reichtum an Motiven, die Dutzende von modernen Schriftstellern versorgen könnten, da ist Frische und Originalität, da ist Gefühl und Laune, da sind Figuren und Szenerie. Und dann die Naturschilderungen und die Bilder!

(Schluß folgt)

Aquila

Von Alexander Rumpelt

Concordia parvae res crescunt,
Discordia maximae dilabuntur.
Sallustius Crispus

Wenn ein Fürst eine bedeutende Anzahl seiner Untertanen, die Ritter von beinahe hundert Burgen und die Bauern von ebensoviel Dörfern und Weilern plötzlich zwingt, eine Stadt zu gründen und sich als deren Bürger hinter festen Mauern anzusiedeln, so will uns dies als ein Ding der Unmöglichkeit erscheinen, sogar im Mittelalter. Und doch ist dieses Wagnis geglückt, wenn auch nicht beim ersten, so doch beim zweiten Versuch, und zwar mit Aquila, der Hauptstadt der Abruzzen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG